

(Nachdruck verboten.)

## Die Mutter.

2)

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Als sein Sohn vierzehn Jahre alt war, wollte Blawoff ihn noch einmal bei den Haaren zausen. Pawel nahm aber einen schweren Hammer und sagte kurz:

„Rühr mich nicht an . . .“

„Was?“ fragte der Vater und rückte an die hohe, schlanke Gestalt seines Sohnes heran, wie ein Schatten an eine Birke.

„Genug!“ sagte Pawel, „ich lasse mich nicht mehr . . .“

Dabei riß er die Augen weit auf und schwang den Hammer. Der Vater sah ihn an, barg seine zottigen Hände auf dem Rücken und meinte lächelnd:

„Schön . . .“

Dann atmete er schwer und fügte hinzu:

„Ach, Du Paß . . .“

Bald darauf sagte er zu seiner Frau:

„Geld verlang von mir nicht mehr . . . Pawel wird Dich ernähren. . .“

„Willst Du denn alles vertrinken?“ wagte sein Weib ihn zu fragen.

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und erklärte:

„Geht Dich nichts an, Paß! Ich leg' mir eine Geliebte zu. . .“

Das tat er zwar nicht, den Sohn aber beachtete er von dieser Zeit an, fast zwei Jahre lang, bis zu seinem Tode nicht mehr und sprach nicht mit ihm.

Er hatte einen Hund, der ebenso groß und zottig wie er selbst war. Der begleitete ihn jeden Tag nach der Fabrik und wartete jeden Abend auf ihn am Tor. An Feiertagen machte Blawoff sich auf, um die Wirtschaften zu besuchen. Er ging schweigend und durchbohrte mit seinen Augen die Gesichter der Vorübergehenden. Und der Hund lief den ganzen Tag mit herabhängendem, großen, dicht behaarten Schweif hinter ihm her.kehrte Blawoff dann betrunken nach Hause zurück, so setzte er sich zum Abendessen hin und fütterte den Hund aus seiner Schüssel. Er schlug ihn nicht, schalt ihn nicht und streichelte ihn niemals. Nach dem Abendessen warf er das Geschirr vom Tisch auf den Fußboden, wenn seine Frau es nicht bei Zeiten weggeräumt hatte, stellte eine Flasche Schnaps vor sich hin, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und heulte mit dumpfer, das Herz schwer machender Stimme ein Lied, wobei er den Mund weit aufriß und die Augen schloß. Die klagenden, unschönen Töne verhedderten sich in seinem Schnurrbart und schleuderten Brotkrumen aus den Haaren, der Schloffer aber strich mit seinen dicken Fingern den Bart zurecht und — sang. Die Worte des Liedes waren ganz unverständlich und lang gedehnt; die Melodie erinnerte an Wolfsgeheul im Winter. Er sang so lange, wie in der Flasche noch Schnaps war, dann ließ er sich auf die Bank fallen oder legte den Kopf auf den Tisch und schlief, bis die Fabrikpfeife ertönte. Der Hund lag neben ihm.

Er starb an einem Bruch und hatte einen schweren Todeskampf. Fünf Tage lang wälzte er sich, ganz schwarz, im Bett hin und her, hatte die Augen fest geschlossen und knirschte mit den Zähnen. Bisweilen sagte er zu seiner Frau:

„Gib mir Arsenik . . . Vergift' mich . . .“

Sie holte einen Doktor, der verordnete Michail heiße Umschläge, sagte aber, eine Operation sei unumgänglich, und man müsse den Kranken noch heute ins Krankenhaus schaffen.

„Geh zum Teufel . . . Ich kann allein sterben . . . Paß!“ sagte Michail.

Als aber der Doktor fortgegangen war, und sein Weib unter Tränen auf ihn einzureden begann, daß er die Operation zuließe, ballte er die Faust und drohte:

„Untersteh' Dich nicht . . . Werde ich gesund — hast Du ja darunter zu leiden!“

Er starb morgens in dem Augenblick, als die Dampf-pfeife zur Arbeit rief. Im Sarg lag er mit offenem Munde, die Brauen aber waren böse gerunzelt. Es begruben ihn seine Frau, sein Sohn, sein Hund, der alte Trunkenbold und Dieb Danilo Bjesnowschichilow, der von der Fabrik fort-

gejagt war und ein paar Bettler aus der Vorstadt. Seine Frau weinte leise und wenig, Pawel weinte nicht. Die Vorstädter, die auf der Straße dem Sarge begegneten, blieben stehen, bekreuzigten sich und sagten zueinander:

„Na, die Pelagea kann sich freuen, daß er gestorben ist . . .“

Einige verbesserten:

„Der ist nicht gestorben, sondern berückt . . .“

Als der Sarg eingescharrt war, gingen die Menschen fort, der Hund aber blieb da, setzte sich auf die frische Erde und schnupperte lange schweigend an dem Grabe herum. Einige Tage darauf schlug ihn jemand tot . . .

### III.

Vierzehn Tage nach dem Tode des Vaters kam Pawel Blawoff Sonntags stark betrunken nach Hause. Er glitt taumelnd auf den Ehrenplatz, schlug mit der Faust auf den Tisch, wie es der Vater getan und rief nach der Mutter.

„Abendessen! . . .“

Die Mutter setzte sich neben ihren Sohn, umarmte ihn und zog seinen Kopf an ihre Brust. Er stemmte die Hand gegen ihre Schulter, leistete Widerstand und schrie

„Mutter . . . flink! . . .“

„Du Narrchen!“ sagte die Mutter traurig und freundlich, seinen Widerstand überwindend.

„Ich will auch rauchen . . . Gib mir Vaters Pfeife . . .“

brummte Pawel mit schwerer Zunge.

Er hatte sich zum ersten Mal betrunken. Der Branntwein hatte seinen Körper geschwächt, sein Bewußtsein aber nicht ausgelöscht, und in seinem Kopf hämmerte die Frage: „Bin ich betrunken? . . . betrunken? . . .“

Die Bärtlichkeit der Mutter machte ihn verwirrt und der Kummer in ihren Augen rührte ihn. Er wollte weinen, und um diesen Wunsch zu unterdrücken, bemühte er sich, sich noch betrunken zu stellen, als er tatsächlich war.

Die Mutter aber streichelte sein schweißiges, wirres Haar und sagte leise:

„Solltest das nicht tun . . .“

Ihm wurde übel. Nach einem heftigen Brechanfall legte die Mutter ihn zu Bett und bedeckte seine blasse Stirn mit einem nassen Handtuch. Er wurde etwas ernüchtert, aber unter ihm und um ihn herum drehte sich alles im Kreise, seine Augenlider wurden schwer, im Munde spürte er einen abförmlich bitteren Geschmack. Er blickte durch die Lider auf das große Gesicht der Mutter und dachte verworren:

„Ist offenbar noch zu früh für mich . . . Die anderen trinken, denen macht es nichts aus . . . Mir aber wird übel . . .“

Jrgendwo aus weiter Ferne drang die weiche Stimme der Mutter zu ihm hin:

„Was wirst Du mir für ein Ernährer, wenn Du zu trinken anfängst . . .“

Er schloß die Augen fest und sagte:

„Alle trinken . . .“

Die Mutter seufzte schwer. Er hatte recht. Sie wußte, daß den Leuten außerhalb der Schenke keine Freuden blühten, daß andere Genüsse als der Schnaps für sie nicht existierten. Trotzdem sagte sie:

„Du mußt aber nicht trinken! Für Dich hat der Vater schon genug getrunken . . . Und hat mich gerade genug gequält . . . wirst Du denn mit Deiner Mutter kein Mitleid haben?“

Als Pawel die traurigen, weichen Worte hörte, dachte er daran, daß die Mutter zu Lebzeiten des Vaters ganz unbemerkt und schweigend im Hause gewaltet und stets in Unruhe und Furcht vor Schlägen gelebt hatte. Pawel hatte in der letzten Zeit ein Zusammentreffen mit dem Vater vermieden, war wenig im Hause gewesen und dadurch der Mutter entfremdet; als er jetzt allmählich nüchtern wurde, blickte er sie unverwandt an.

Sie war groß, etwas gekrümmt, und ihre gedrückte, von langer Arbeit und Schlägen des Gatten ausgemergelte Gestalt bewegte sich lautlos, etwas schief vorwärts, als fürchtete sie stets, an etwas anzustoßen. Ihr breites, ovales, von Runzeln durchfurchtes, aufgedunsenes Gesicht wurde von dunklen, unruhig traurigen Augen — wie bei den meisten

Frauen in der Vorstadt — erhellt. Ueber der rechten Braue lief eine tiefe Narbe, die zog die Braue ein wenig in die Höhe und es schien, daß auch ihr rechtes Ohr etwas höher saß; das gab ihr einen Ausdruck, als wenn sie stets furchtbar auf etwas horchte. In ihrem dichten, dunklen Haar glänzten graue Strähne, als Zeichen schwerer Schläge . . . Ihr ganzes Wesen war weich, traurig, demütig . . .

Und über ihre Wangen flossen langsam Tränen.  
„Wart' doch, wein' nicht!“ bat der Sohn leise. „Gib mir zu trinken.“

„Ich bring' Dir Wasser mit Eis . . .“  
Als sie zurückkehrte, war er schon eingeschlafen. Sie blieb einen Augenblick bei ihm stehen und bemühte sich, nicht laut zu atmen, der Krug in ihrer Hand zitterte und das Eis kullerte leise gegen das Blech. Sie stellte den Krug auf den Tisch, sank vor dem Heiligenbilde auf die Knie und begann still zu beten. Durch die Fenster Scheiben drangen die Klänge dunklen, trunkenen Lebens. In der Finsternis und Feuchtigkeit des Herbstabends wispelte eine Harmonika; jemand sang laut ein Lied; ein anderer schimpfte mit häßlichen, gemeinen Worten und zänkische, müde Frauenstimmen klangen unruhig dazwischen . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

Juli.

Die Zeit der frühen Erdbeersorten ist jetzt vorbei. Prieckle ist herzlich froh darüber. Er baut nur frühe Sorten, aber ebenso früh als diese kommen auch die entfernten Verwandten und sogenannten guten Freunde aus Groß-Berlin, die sich sonst das ganze Jahr nicht sehen lassen; sie tun so, als sollte schon Erntefest gefeiert werden, lassen Frucht für Frucht hinter der Binde verschwinden, füllen mitgebrachte leere Tüten und machen sich dann, nachdem sie herzlich für den herrlichen, auf der Parzelle verlebten Sonntag gedankt haben, auf den Heimweg. Geblieben sind die leeren Erdbeerbeete, die Prieckle am nächsten Sonntag von allen Ranken säubern, behaden und dann am ersten trüben Abend tüchtig jauchen will. Nicht nur die ganze Bekanntheit hat einen guten Magen, auch die Erdbeeren sind Vielfresser, sie saugen den Boden gründlich aus, man muß ihnen also neue Nahrung bieten, wenn sie im nächsten Jahre wieder etwas in der Entwicklung tadelloser Früchte leisten sollen.

Vielfach findet man auf den Parzellen Erdbeerbeete, die einen einzigen dichten Blätterrasen bilden. Solche Rasen sind ein Zeichen von Vernachlässigung; sie entstehen da, wo man das regelmäßige Abzanken versäumt. Der Abstand, der von Staude zu Staude 50 Zentimeter betragen soll, verschwindet dann, die einzelnen Stauden beengen sich, kümmern und der Ertrag geht auf ein Minimum zurück. Reichtragende Erdbeeren müssen nach Beendigung der dritten Ernte umgegraben werden, weniger tragende Sorten können, jährliche Düngung vorausgesetzt, vier Jahre stehen. Junge Pflanzen für neu anzulegende Beete gewinnt man von den gut bewurzelten Ranken der am besten tragenden Stauden, die bei früh reisenden Sorten bis Ausgang Juli, bei spät reisenden Sorten 3—4 Wochen länger an den Mutterpflanzen bleiben. Dann schneidet man die Pflänzchen von den Rankenschnüren ab, hebt sie einzeln mit einem kleinen Handspaten aus und pflanzt sie auf ein tief gegrabenes Beet in etwa 10 Zentimeter Abstand voneinander. Hier erkarten die Pflänzchen bei reichlicher Bewässerung bald so, daß sie im September auf Kulturbete verpflanzt werden können. Auf ein 130 Zentimeter breites Beet pflanzt man drei Reihen, jede Reihe in 50 Zentimeter Abstand von der anderen, auch die Pflanzen innerhalb der Reihen je 50 Zentimeter von einander entfernt; die kleinfrüchtigen Monatserdbeeren erfordern nur 30 bis 35 Zentimeter Abstand und lassen sich in vier Reihen auf gleich breite Beete pflanzen. Sachgemäß im September angelegte Erdbeerbeete geben schon im nächsten Jahre nennenswerten Ertrag, die größte Ernte aber im zweiten Jahre nach der Pflanzung.

Wir befinden uns jetzt in einer Zeit, in der eine Frucht die andere abläßt. Den Erdbeeren folgen die ersten Stachelbeeren, als erste Hönings Früchste, gelbfrüchtig, dann früheste von Neuweid, grünfrüchtig, und früheste Rote. Diese Sorten sind sehr schmackhaft, aber ziemlich kleinfrüchtig; die großfrüchtigen Sorten sind alle spät und weniger schmackhaft; für die allerfeinsten von ihnen halte ich die rote Preisbeere. Einige Tage nach den frühesten Stachelbeeren reifen die ersten Johannisbeeren. Beste frühe Sorten sind die rote und die weiße Holländische, die schönste und großbeerigste ist die rote Kirschjohannisbeere.

Im Laufe dieses Monats reifen auch die Himbeeren und dann die Brombeeren; sie blühen und tragen an den vorjährigen Schößlingen, die nach der Ernte absterben und schon vorher mit einer Baumsehne dicht über dem Boden abgeschnitten werden. Zahlreiche Ersätriede, die im nächsten Jahre blühen, haben sich gebildet, bei den rankenden Sorten mehr als uns lieb ist und nicht immer da, wo wir sie brauchen können. Diese Beerensträucher erfreuen

sich der Freizügigkeit, sie breiten sich weithin aus, die jungen Schößle erscheinen vielfach mitten in den Wegen und auf fremden Beeten, wo sie uns nicht erwünscht sind. Hier werden sie ausgegraben, wo sie an der richtigen Stelle stehen aber ausgelichtet, d. h. man schneidet die schwächsten zugunsten der starken dicht über dem Boden ab. Einer Himbeere läßt man bis zu 8, einer Brombeere in der Regel nur 2—3 Schößle, ausgenommen die Sorte Lucretia, die nur fadenförmige Triebe entwickelt und davon 10—12 ernähren kann.

Wenn man jetzt an Beerenobst Ueberfluß hat und sich diesen nicht von „Rassauern“ entführen läßt, so sammelt man am besten Vorrat für den Winter. Man kocht in Zucker ein, presse Saft, bereite Gelee und setze einen Rumtopf an. Frau Prieckle beriet mir in einer schwachen Stunde, wie letzteres gemacht wird, sie selbst hat das durch Familienüberlieferung geheiligte Rezept von Tante Köschgen in Franz-Buchholz. Erdbeeren werden vom Kelch befreit, dann ebenso wie alle anderen Früchte durch klares Wasser gezogen — der Reinlichkeit halber — und dann zwischen Leinentüchern getrocknet. Zu verwenden sind noch Himbeeren, Brombeeren, Johannisbeeren, von Steinobst Kirschgen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen. Steinobst wird entfernt, mit Ausnahme der Kirschgen auch von der Haut befreit. In einen Steintopf schichtet man nun das vorbereitete Obst so wie es reift, nach und nach ein, dann bringt man durch klares Wasser gezogenen Einmachezucker zum Kochen, schäumt ihn ab und gießt ihn kochend über die rohen Früchte, auf ½ Kilogramm Früchte, je nach dem persönlichen Geschmack, ¼ bis ½ Kilogramm Zucker. Gleich nach dem Zucker wird soviel Rum eingegossen, daß die Früchte bedeckt sind. Bei gutem, dichten Einsichten genügt eine Flasche Rum für vier Kilogramm Früchte. Der Topf wird mit Pergamentpapier verbunden und in den Keller gestellt. So präparierte Früchte sind eine Delikatesse; sie halten sich Jahr und Tag.

Auf den Gemüsebeeten gibt es jetzt gleichfalls viel zu pflücken und zu schneiden. Salat und früher Kohl müssen zeitig aufgebraucht werden, weil sie sonst schießen, ebenso Kohlrabi und Radieschen, die unter der Einwirkung der Hitze bald holzig bezw. mullmig werden. Erbsen, Bohnen und Karotten sorgen für Abwechslung. Wir nehmen reife Zwiebeln aus und trocknen und reinigen sie, säen Winterrettige und pflanzen für den Winterbedarf Rosenkohl und Blätterkohl. Die heranwachsenden Gemüse werden behäufelt, Kürbisse, Gurken und Kohlgewächse auch behäufelt und Tomaten an fächerförmig beigelegte starke Stäbe angeheftet. Rasend schnell wächst jetzt das Unkraut, es saugt den Boden aus und muß immer so rasch als möglich, jedenfalls aber vor der Samenreife entfernt werden, da anderenfalls bald die ganze Parzelle einer Wildnis gleicht.

Wäuten können wir nun reichlich schneiden, wir verhindern dadurch bei Sommerblumen die Samenbildung und verlängern den Flor. Das gute Gebeihen aller Kulturen hängt im Hochsommer von gründlicher Bewässerung ab; sie ist nie in voller Sonne, am besten abends zu bieten. Man nehme nur abgestandenes, am Tage zuvor in die Wäuten gepumptes Wasser, da frisch gepumptes gartenpflanzen schadet. — Hd.

## Kleines feuilleton.

Das abgeschminkte Kokoto. In der landläufigen Vorstellung ist das 18. Jahrhundert ein Zeitalter der vollendetsten Grazie, der verfeinerten, auf die Spitze getriebenen Lebenskunst. Wenigstens was die herrschende Klasse betrifft, der gefällige oder einseitige Historiker für die furchtbare Ausplünderung der Volksmassen und die sittliche Erniedrigung der Gesellschaft die Entschuldigung einer unerhört gesteigerten Intensität des Genießens und künstlich sicherer Ueberwindung aller Härten des Daseins zuzubekommen lassen. Und in der Kokotowelt selbst gilt wieder der französische Königshof als der Gipfel des an allen Abgründen der Seele und Häßlichkeiten der objektiven Welt vorbeizanzenden Raffinements. Vom Kokoto der deutschen Fürstenhöfe — man denke nur an Schillers Jugendjahre — hat allerdings die Erforschung des Details diesen Puder der Ammut schon ziemlich weggeblasen, aber dafür wird Versailles vom Ausland wie von den Franzosen selbst noch immer als die vollendete Idee des Grazier angehehen. Doch auch diesem Ruhmeschimmer spielt das den Quellen nachgehende Bemühen neuerer Historiker übel genug mit. Eine soeben erschienene Geschichte der Gerichtsbarkeit des Versailler Schlosses (Histoire de la prévôté de l'Hôtel le Roi) von de Vallombrosa (Paris, Verlag Larose) analysiert die Atmosphäre des Königshofs und was sie findet, ist nicht eitel Wohlgeruch. Da ist vor allem die mangelnde Reinlichkeit. Man wusch sich in Versailles nur mit Was und ließ die einfachsten Gebote der Hygiene außer acht. Aber auch mit der Eleganz war es nicht besonders bestellt. Im Versailler Schloß lebten, allein für den Dienst des Königs bestimmt, 4000, für den der Königin und der Prinzen 2000 Personen, von den neun- oder zehntausend Militärs nicht zu sprechen. Aber die aus 60 Mann bestehende Schloßwache — nach der Sitte der Zeit ausgefuchste Miesen — war so unzureichend equipiert, daß oft ein Gardist bei der Ablösung seine durchgeschwitzte Uniform samt Kopfbedeckung einem Kameraden überlassen mußte, um diesen halbwegs repräsentabel erscheinen zu lassen. Und auch die Weißlichkeit präferierte sich keineswegs immer vorteilhaft. Das Liebesleben im Schloße sah oft genug vulgär aus. Gewöhnliche

**Straßendirnen gingen auf den Strich.** 1766 wurde eine achtundvierzigjährige aufgegriffen, die sich auf einer Treppe schlafen gelegt hatte. Bei einer anderen Arrestierten wurde festgestellt, daß sie drei Wochen lang in den Gängen des Schlosses Abenteuer gesucht und offenbar auch gefunden hatte. Sie war allerdings nur 14 Jahre alt. Die Nachsicht, die man in der Regel diesem Proletariat einer Halbwelt zuteil werden ließ, deren Königin als Madame Pompadour von den Fürstenthöfen Europas umhüllt wurde, stellt allerdings ein Stück Tradition dar. Bis zum 16. Jahrhundert wurden nämlich leichtfertige Frauen dem Hof direkt attestiert. Der Haushofmeister führte die Aufsicht über sie. Die „ribaudes“ waren eine offizielle Einrichtung. Sie hatten einen eigenen Weibtvater und gingen alle Jahre am Barbaratag — dem Fest ihrer Schutzpatronin — dem König einen Blumenstrauch überreichen, wofür sie eine Gratifikation von 45 Livres bekamen. Es scheint sogar, daß die „Dame“ — so hieß die Leiterin dieser eigenartigen Kategorie von Hofbediensteten — für sich und ihre Untergebenen ein festes Gehalt bezogen hat.

**Theater.**

**Neues Schauspielhaus.** Sommer-Gastspiel unter Harry Walden. („Raffles“, Schauspiel in 4 Akten von Hornung und Presbrey.) Das englische Stück ist ein Sherlock Holmes mit umgekehrter Pointe. Der virtuose Detektiv, der in den Holmes-Novellen und Dramen mit einem Netz feingespinnener Kombinationen die Übeltäter umstellt und zur Strecke bringt, findet hier noch einen schlauereren, aus allen Fallen immer wieder entweichenden Verbrecher-Widerpart. Die aristokratischen Selbstschranke, an denen Mr. Raffles sich versündigt hat, bleiben ungerochen, und das „Raster“, das noch immer menschlich sympathischer als jene sportsmäßig ausgeübte Menschenjagderei ammutet, triumphiert in höchst vergnügtem Abgang. Der Schluß, der um so lustiger einschlug, da die Autoren mit raffinierter-Berechnung den Schein erdwad hatten, als steuerten sie einem tränenreichen moralisch-melodramatischen Ende zu, entschied in letzter Linie den Erfolg; er ließ den faden Nachgeschmack, den solche rein auf das Verblüffen angelegte Gewalttaten sonst regelmäßig erzeugen, gar nicht aufkommen. Es lag ein Spannungsreiz in dem mit skrupelloser Nichtbeachtung aller Wahrscheinlichkeitsbedenken geschickt durchgeführten Spiel und Gegenspiel der zwei gerissenen Kunden, in dem die Bluffs so rasch wie im Pariser Schwank folgten. Ein Anzeichen von Selbstkritik und von Geschmack war es dabei, daß die Verfasser sich gar nicht erst den Anschein gaben, als präntierten sie, die Leidenschaften, die sie als Hebel und Auslöser von Effekten hier und da verwandten, sollten ernst genommen werden; Eifersucht, Rachsucht, „wahre Liebe“ und was dergleichen sonst noch domnöt, wurde im Telegrammstil mit drollig summarischer Kürze, mit einem Augenblinzeln, man möge den kleinen Aufenthalt entschuldigen, prompt erledigt.

Raffles, der verwöhnte Liebling der feinen Londoner Gesellschaft, dessen Eleganz alle Radhertzen zum Schmelzen bringt, rebanchiert sich einerseits des Geldes wegen, aber auch aus angeborener Neigung zu dem aufregenden Gewerbe, für die erwiesene Gastfreundschaft durch Expropriation hervorragender Schmuckgegenstände. Alle Welt spricht von dem Amateur-Einbrecher, was seiner Eitelkeit und Sensationslust nicht wenig schmeichelt, und ein Extrabergnügen bereitet es ihm, unmittelbar unter den Augen eines hochberühmten Spezialisten gegen ihn engagierten Detektivs seine Streiche fortzusetzen. Nach vielen Kreuz- und Quergängen geht es ihm scheinbar an den Kragen. Seine Wohnung ist umstellt. Der hartgefottene Sünder zeigt wohlwollende Reue, erhebt sich sogar, etwas spät, zu den Gefühlen reiner Liebe und spielt bedeutungsvoll mit dem Revolver. Tragisch geht er ins Nebenzimmer, ein Schuß knallt. Doch sobald die Verfolger ihm dahin nachstürzen, riegelt sein Freund die Türe zu und der angebliche Selbstmörder springt wohlbehalten reifefertig aus dem geheimen, die beiden Stuben verbindenden Wandschranke eines Uhrgehäuses und verschwindet mit spöttischem Grinsen.

Harry Walden verlieh dem weltmännischen Gaunerthypus einen eigenen Charm, eine ammutig blasierte Couragiertheit individuellen Gepräges, die über alle Unmöglichkeiten der Rolle hinweghalf. Aus dem Ensemble verdiente Herr Starnburg als kaltblütig kauftischer Detektiv und Paul Korn, der einen armen Kollegen Raffles, einen Dutzendeinbrecher sehr naturalistisch spielte, besondere Hervorhebung. Das Publikum war sichtlich interessiert. dt.

**Musik.**

Unser „Central-Theater“ macht in seiner Sommer-Vaision bei Kroll Anstrengungen nach etwas Höherem. Wir haben schon immer bedauert, daß sich die großenteils tüchtigen Kräfte dieses Theaters in so viel Operettenshund verzehren müssen. Jetzt ist ihnen u. a. in Bizets „Carmen“ eine Aufgabe gestellt worden, welche geeignet ist, gute Kräfte zu entseffeln, aber auch vorhandene Schranken deutlicher zu zeigen. Montag gab es eine von diesen Aufführungen. Die Regie brochte neben unnötigen Nachlässigkeiten, zu denen auch einige starke Striche kamen, manches Vernünftige und Sympathische; anscheinend hat die Sorgfältigkeit der „Romischen Oper“ in solchen Dingen hier vorbildlich gewirkt. Der Grund, daß wir aus den vielen Wiederholungen, welche derzeit die Operntätigkeit Berlins ausmachen, gerade diesen Abend gewählt haben, war das Gastspiel der mit Recht berühmten Sängerin M. Gutheil-Schoder aus Wien. Es wird selten wieder eine

Künstlerin geben, die es so sehr versteht, alles Niedrige und Theatralische von sich ferne zu halten, und die uns so sehr zur Anschauung bringt, in welchem Sinne Musik Ausdruck ist. Sie faßte die Persönlichkeit der Carmen im Gegensatz zu den gewöhnlichen Auffassungen als eine vornehmere Gestalt auf, deren Liebesglut weniger elementar ist und sich mehr gegen die eigene als gegen andere Personen richtet. Hinter der Meisterschaft der Gesangssprache und des Spieles steht die Singstimme der Künstlerin (für Carmen etwas hoch) insofern zurück, als der sinnliche Wohlklang fehlt, und als für manche etwas härtere und gleichmäßigere Töne ein weicherer und variiertes Singen angewendet werden könnte. Dies allerdings nur bei der Anlegung des höchsten Maßstabes. Für andere von den Mitwirkenden gilt dies in einfacherer Weise. Dagegen gaben sich die Herren Braund und Kusibic sehr viel Mühe nach kräftigem und zum Teil auch abwechslungsvollem Gesang; nur daß jener mit seiner Stimme wieder herumwüstete, und dieser doch noch über mehr Entfaltung seiner Stimme verfügen müßte als bisher.

Zedenfalls besitzen wir noch manche Künstler, die ebenso wie jener Gast nicht bloß singen, sondern auch „singen und sagen“ können; schade, daß zu ihrer Nennung so wenig Gelegenheit ist! Wir bedürfen gerade des Hervortretens solcher Künstler, die uns lehren, über den obersten Grundfaß eines großen Teiles unserer gegenwärtigen Musikpflege hinauszukommen, der da lautet: „Ein Ton wie der andere!“ Es ist keine wesentliche Verschiedenheit, in welcher Form sich dieser Grundfaß geltend mache: ob in den unzulänglichen Leistungen eines Teiles jener Operettentruppe; oder beispielsweise in dem Vortrage der Barcarole aus „Hoffmanns Erzählungen“ in der „Romischen Oper“, der wirken kann, als ob der Zuhörer in sechs genau gleiche Stücke auseinandergeschnitten würde; oder endlich in der Tyrannie eines Klavierlöwen, der als „unser genialer N. N.“ die Klaviere und Menschen beschlagnahmte und schlägt, aber doch wenigstens so gerecht ist, auf sämtliche Tasten des Klaviers gleichmäßig loszuhauen und der von ihm begleiteten Sängerin alle ihre Feinheiten gleichmäßig zu töten. Wie traurig, daß derartige selbst im Kreise von wirklichen Künstlern erfolgreich wirkt — begreiflich allerdings bei diesen mehr impulsiven als kritischen Menschen! Und wie traurig, derartige anhören zu müssen, wenn einem das Unglück einer Unterscheidung und Empfindlichkeit für diese Dinge zuteil wurde, und wenn man so gerne helfen möchte, aber keine Gelegenheit dazu findet! sz.

**Naturwissenschaftliches.**

**Moderne Maulwurfsarbeit in der Naturforschung.** Ueberall in der Wissenschaft ist man bemüht, die alten eingewurzelten Anschauungen, an die man sich bereits so schön gewöhnt hatte und die einem förmlich in Fleisch und Blut übergegangen waren, zu zerstören und durch neue zu ersetzen, die sich dem Stande der Forschung besser anpassen und vor allen Dingen den neueren Errungenschaften, die Lücken in die alten Theorien geschlagen haben, Rechnung tragen. Die Anschauungen von dem Wesen der Elektrizität haben durch die neu entdeckten Eigenschaften der Radioaktivität schon starke Aenderungen erlitten. Gegenwärtig herrscht die Elektronentheorie, welche merkwürdigerweise viele Anklänge an die alten Anschauungen über die Elektrizität besitzt. Durch sie hat auch die Anschauung von dem Wesen der Materie eine ganz andere Gestalt gewonnen. Alle Körper bestehen aus kleinsten Teilchen, den Molekülen, und diese wieder aus den kleinsten Teilen der chemischen Grundstoffe, den Atomen. Diese Atome sind aber noch weiter teilbar, und eine Brücke zu den noch kleineren Massenteilchen bietet die Erscheinung der Zerlegung von Säuren, Basen und Salzen in wässriger Lösung durch den elektrischen Strom. Aus diesem Vorgange läßt sich die kleinste mögliche Elektrizitätsmenge, das „Ion“, berechnen, und von da auf die kleinsten bekannten Massenteilchen, die „Elektronen“, übergehen. Auf die Existenz dieser Elektronen läßt die Eigenschaft der Kathodenstrahlen schließen, leichte Körper in Bewegung zu setzen und diese beim Auftreffen erwärmen zu können, sich ferner vom Magneten ablenken zu lassen. Nimmt man an, daß die Kathodenstrahlen aus kleinen elektrisch geladenen Massenteilchen bestehen, und berechnet die Größe der Ablenkung durch einen Magneten von gewisser Stärke, dann stimmt die errechnete Größe mit der durch Versuche bestimmten überein, und das ist gewissermaßen eine Bestätigung der Richtigkeit der Annahme. Aus anderen Feststellungen ergibt sich ferner, daß die Masse eines Elektrons etwa 200 mal kleiner ist als diejenige eines Atoms Wasserstoff. Auch nach den Strahlen, die von radioaktiven Substanzen ausgesandt werden, ergeben sich ähnliche Werte für die Masse eines Elektrons. Die Annahme von Elektronen dient auch zur Erklärung der Umwandlung von radioaktiven Elementen in andere Elemente.

Im ganzen hat sich die Elektronentheorie bis jetzt als recht fruchtbar erwiesen und sie scheint auch berufen zu sein, Aufschlüsse über die Eigenschaft der Elastizität zu verschaffen, bei der die bisherige Betrachtungsweise sich als unanwendbar erwiesen hat. Mit Hilfe der sonst so ungeheuer fruchtbaren mathematischen Methoden der Differential- und Integralrechnung ist es nicht möglich, die elastischen Vorgänge in Körpern zu verfolgen, weil die Arbeit so schwierig wird und so umfangreich, daß sie unausführbar erscheinen muß. Vielleicht hilft auch hier die Elektronentheorie aus, bei der man die Einzelteilchen der Masse betrachtet, während man nach

der alten Anschauungsweise die Materie als eine durch und durch gleichförmige Masse ansah.

Die Elektrizitätslehre brachte uns schon so große Ueber- raschungen, daß wir es gewohnt sind, gleichsam über Nacht mit ganz neuen Dingen beglückt zu werden. Auch eine Abänderung ihrer Lehmeinungen bringt uns daher nicht so leicht zum Er- staunen, selbst wenn sie in ein so vielumstrittenes Gebiet wie das von der Konstitution der Materie übergreift. Zudem war dieses Gebiet seit alters her ein Hauptmittelpunkt für Philosophen, die ihre Gedanken loswerden wollten, daß neue Theorien auf diesem Felde nichts allzu seltenes sind. Neuerdings wagt man sich auch an solche Sachen heran, wie die durch ehrwürdige Tradition ge- heiligte Lehre von der Schwerkraft, an deren Ent- deckung sich die größten Ruhmestaten des menschlichen Geistes an- knüpfen. Wie oft sollte schon das berühmte Newtonsche Gesetz von der Anziehung der Massen nicht genau gelten! Namentlich in der Himmelskunde traten immer wieder Erscheinungen auf, die nahe- legen, daß das Gravitations- oder allgemeine Massenanziehung- gesetz nur angenähert gültig sei, bis schließlich die Sache immer mit einem neuen gewaltigen Triumphe dieses Gesetzes endete. So war es bei der Entdeckung des „Neptun“ und auch bei anderen Gelegenheiten. Für bewegte Massen bedarf das Gesetz allerdings einer Ergänzung, die aber eigentlich aus seiner Natur folgt. Neuerdings haben wieder einige Forscher sich mit der Frage be- schäftigt, ob die Temperatur auf die Schwere von Einfluß sei. Mehrere Physiker hatten sich an die Arbeit gemacht, um diese Sache zu untersuchen. So viel sie sich aber auch mühten, und so oft es auch schien, als ob ihre Bemühungen, das Newtonsche Gesetz zu unterminieren, von Erfolg begleitet sein sollten: immer ergab die genauere Nachforschung wieder andere Ursachen für die scheinbaren Unstimmigkeiten. Es wurde dabei festgestellt, daß die Temperatur auf die Schwere innerhalb der Beobachtungsfehler ohne Einfluß sei. Eine Aenderung des Gewichtes bei einer Temperatur- änderung von 1 Grad würde jedenfalls weniger betragen müssen als den tausendmillionsten Teil des Gewichtes, und eine kleinere Aenderung ist bislang nicht mehr nachweisbar. Danach bleibt es also vorläufig noch bei der Gültigkeit des Newtonschen Gesetzes.

Die erwähnte Maulwurfsarbeit zur Untergrabung der alten Anschauungen, die so viele gerne als veraltete Dogmen enklaren möchten, entspringt natürlich nur dem Triebe, unsere Natur- erkenntnis zu erweitern. Daß dieses Bestreben durch scheinbare Unstimmigkeiten, die sich bei Untersuchungen ergeben, genährt wird, ist ein sehr glücklicher Umstand. Wir können mit seinem Wirken ganz zufrieden sein, denn wir verdanken ihm schon viele und wichtige Errungenschaften und Fortschritte in der Forschung. fl.

**Astronomisches.**

**Bottschaften vom Mars.** Es hatte für Leute von starker Einbildungskraft doch etwas außerordentlich Verlockendes, sich vor- zustellen, daß die Marsbewohner die neuerdings auf der Erde ge- schaffenen Apparate für drahtlose Telegraphie ihrerseits dazu be- nutzt haben sollten, ihren Brüdern auf der Erde ein Zeichen von ihrem Dasein zu geben. Hatte man lang genug davon gefabelt, daß man versuchen wollte, von der Erde aus Signale nach dem Mars hinaufzuschicken, ohne daß es dazu gekommen ist, so würde ein solches Entgegenkommen vom Mars aus eine besondere Genug- tuung zu erwecken berechtigt sein. Da der Mars sich Anfang Juli in einer ganz besonders günstigen Stellung zur Erde befindet, wird man vielleicht, da die Nachricht von einer derartigen sonst unerklär- lichen Zuanpruchnahme von irdischen Apparaten für drahtlose Tele- graphie hier und da auftaucht, besonders gespannt darauf sein, ob sich solche Zeichen wiederholen werden. All diese phantastischen Hoffnungen werden durch ein Schreiben zunichte gemacht, das Marconi an die „Nature“ gerichtet hat. Es heißt darin: „Die Nach- richt, die während des letzten Jahres in der Öffentlichkeit umher- gegangen ist, wonach geheimnisvolle Signale am Kap Clear wahr- scheinlich von einem anderen Planeten in Empfang genommen worden seien, ist durchaus unwahr. Erstens gibt es am Kap Clear überhaupt keine Station für drahtlose Telegraphie. Ferner sind die vagabundierenden elektrischen Wirkungen, die sich von Zeit zu Zeit auf den Stationen für drahtlose Telegraphie zeigen, lediglich atmosphärischen Entladungen oder anderen natürlichen Ursachen zu- zuschreiben. Diese Erscheinungen durch irgend eine solche Quelle erklären zu wollen, wie es in jenen Berichten geschehen ist, ist bis auf den heutigen Tag lediglich ein Auswuchs der Einbildung und müßiger Spekulation.“ — Damit ist es also wieder nichts! —

**Humoristisches.**

— **Lehrerfurrogate.** In Gottschimmer im Rehebruch (Provinz Posen) hat der einzige Lehrer vier Klassen mit mehr als 250 Kindern zu unterrichten; außerdem hat er in der Kirchengemeinde, die 1800 Einwohner zählt, die umfangreichen Amts- geschäfte zu besorgen.

Der Lehrermangel in Preußen wird immer größer und macht dem Kultusminister v. Sydow viele Sorgen. Es muß endlich etwas geschehen, um dem Uebel abzuhelfen. Die allgemeine Schul- pflicht ist bekanntlich ein Analogon zur allgemeinen Wehr- pflicht. Jeder Preuße ist wehrpflichtig, aber eingestellt werden doch nur so viele Mannschaften als gebraucht werden; die

Ueberzähligen dienen nicht, obwohl sie brauchbar sind. Man hat nun daran gedacht, die allgemeine Schulpflicht ebenso auszugestalten; jeder Preuße ist schulpflichtig; in die Schule sollen aber nur so viele Kinder eingestellt werden, als gebraucht werden. Indes fürchtete man, daß unter diesen Umständen der Alphabetismus im Volke Fortschritte machen würde; das wollte man wieder nicht. Da nun lebendige Lehrer in genügender Anzahl durchaus nicht aufzutreiben sind, so hat man im Kultusministerium Lehrautomaten konstruiert, die fabrikmäßig hergestellt werden. Der Grundpfeiler des Unterrichts ist bekanntlich der Religions- unterricht. Und das Fundament des Religionsunterrichts ist das Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern. Das kann ein Automat ebenso gut leisten wie ein lebendiger Lehrer. Die bisherigen Proben haben sogar ergeben, daß die Lehrautomaten sich noch besser bewähren, weil sie in dem sehr wichtigen Punkte der Beamten- disziplin den lebendigen Lehrern überlegen sind. Man ist deshalb im Kultusministerium bestrebt, auch die lebendigen Lehrer in Auto- maten unzuwandeln.

— Die Kamarilla ist tot — es lebe die Ka- marilla!

Wozu ein Fremdwort? Laßt doch das Gesunkne Und sagt statt „Kamarilla“ einfach — Junker!

(„Jugend.“)

**Notizen.**

— **Das Theater-Vaterland.** Man könnte es auch das Opern-Vaterland nennen, oder das Tangel-Tangel-Vaterland. Die Qualität ist überall die gleiche patriotische, wehrträuernde, bengalisch-posierende und phrasenlogisch-aufgepuhte: verlogene Sentimentalität, geschwollene Nüchternung und geschichtsfälschende Mißthe. Die Erzeuger dieser ansteckenden Massenphrasen deuten auf neue Methoden. Einer von ihnen Prof. Otto Richter möchte in Berlin ein besonderes Theater, dem er den feinsten Titel „Deutsches National-Theater“ geben will, zur patriotischen Entflammung etablieren. Die „großen“ ergebenden Ereignisse unserer Vergangenheit sollen dort in packender Weise vor Augen geführt werden. Warm- herzige und vaterlandsbegeisterte Schriftsteller, die am furor touto- nicus, am Zambenfluß oder der Ordenssehnsucht leiden, sollen dort zu Worte kommen, Männer und Frauen aller Volkstriebe mitwirken. Vor allem wird man den genialen Entdecker der Idee selber ge- bührend verehren, denn wie er so nebenbei versichert, hat er sich auf diesem Gebiete dichterisch betätigt.

Wir empfehlen das Unternehmen aufs beste selbst auf die Ge- fahr hin, von den Fabrikanten patriotischer Schlummerpünche des Anreiz zum unlauteren Wettbewerb bezichtigt zu werden. Wie war's, wenn in der ebenso patriotischen Kolonialausstellung, die übrigens auch Herrn Peters zu Demonstrationsvorträgen engagieren sollte, ein Anfang mit der Verwirklichung der vaterländischen Theaterei gemacht würde?

— **Dr. Siegfried Czapski.** Für den am Sonnabend unerwartet verstorbenen Vebolsmächtigen der Karl Zeiß-Stiftung und langjährigen vertrauten Mitarbeiter des Professors Ernst Abbe, Professor Dr. Siegfried Czapski, fand am Montagnachmittag im großen Saale des Volkshauses zu Jena, wo die Leiche feierlich aufgebahrt war, eine stimmungsvolle Trauerfeier statt. Czapski trat im Jahre 1884 in den Betrieb der Firma Karl Zeiß ein, wurde 1891 Mitglied der Geschäftsleitung und übernahm vor etwa drei Jahren nach dem Tode Abbes dessen Funktionen. Im Alter von 46 Jahren, auf der Höhe seines Schaffens, erlag er einem Lungen- schlag. An allem, wodurch die Firma Zeiß groß geworden ist und was mit ihrem Weltruf zusammenhängt, hat Czapski einen hervor- ragenden Anteil.

— **Ein Donndorf-Museum** wurde in Weimar eröffnet. Es enthält die Modelle sämtlicher Werke des jetzt 72jährigen Künstlers, der sie seiner Vaterstadt geschenkt hat. Die Stadt Weimar hat eine besondere Ausstellungshalle dafür errichten lassen. Ob all diese Kaiserdenkmäler, Bismarckbüsten usw. diese Ehre verdienen? Mit den sämtlichen Werken ist es überhaupt eine bedenkliche Sache, besonders in der bildenden Kunst. Wir haben viel größere und kraftvollere Künstler als Donndorf, deren sämtliche Werke in Gips- ausgabe nirgends versammelt sind.

— **Ingenieur-Persönlichkeiten.** Prof. Kammerer sprach in seiner Antrittsrede als Rektor der Charlottenburger Technischen Hochschule über den „Ingenieur als Persönlichkeit“. Eine Stelle aus der Rede, die manches Beachtenswerte enthielt, möge hier Platz finden:

„Noch gelten die Ingenieure in den Augen der meisten als Menschen, deren Gesichtskreis da endet, wo das Fach abschließt. Und es muß zugestanden werden, daß bei nur allzuvielen das Urteil trifft. Aber es hat zu allen Zeiten Persönlichkeiten unter ihnen gegeben, die weit über die Grenzen ihres Faches hinausgeschaut und gearbeitet haben. Nur zwei Namen möchte ich nennen: Max Maria v. Weber und Max Eyth. Beide Meister ihres Faches, läßt erwidert und doch phantasiereich, Realpolitiker und Idealisten zugleich. Mögen sie als Leitsterne leuchten, nicht weil sie äußere Erfolge errungen haben, sondern weil sie ihren Beruf mit dem Glanz der Persönlichkeit erfüllt haben!“